

Da befohl Sankt Goar im Namen der allerhöchsten Dreifaltigkeit dem Kind, daß es seine Eltern nenne. Das Kind, das drei Tage alt war, sprach vernünftig und bestimmt: Meine Mutter ist die Fromme Flavia und mein Vater — ein hher Würdenträger.

Da entsetzte sich der Bischof und brach in die Knie vor Sankt Goar und sprach: Ja, du bist ein heiliger Mann, ich aber bin ein Sünder, verdammt und verworfen. Ich erkenne es, ich bekenne es.

Da sprach Sankt Goar: Steh auf, mein Freund, ich will sieben Jahre Buße für dich tun. Und er tat Buße sieben Jahre lang.

Ein neuer Eichendorff

Walter Schwemer

Das Herz der Jugend im Frühlingszauber wie eine erste und letzte Rose aufbrechend, durchblühend die Nacht bis zum Morgenrot, voll des unberührten reinen Blüten Schmucks und Frühlingsduftes, voll Lust und Leid und Begehren, voll deutscher Heimatssehnsucht, Heimatliebe und Wanderlust — das ist Walter Schwemers neues Märchenbuch:

Jakobchens wundersame Waldfahrt.
Eine Waldfahrt, eine wundersame Wandlung vom Vogelsberg zum (Oberlahnsteiner) Forsthaus, wo des Dichters Walter Schwemer eigene holdselige Jugendzeit uns bildhaft entgegentritt. Es geht nicht an, unseren Lesern den reizenden, tiefempfundenen Inhalt des Märchens wiederzugeben, weil das nur mit den Worten eines Dichters möglich wäre, wie Walter Schwemer selbst einer ist. Wenn wir aber die Stimmung wiedergeben sollen, mit der uns die Welt dieses herrlichen Buches erfüllt, so müssen wir sie vergleichen mit Eichendorffs Novelle: „Aus dem Leben eines Taugenichts“ und erinnern an dessen Wahlspruch: „Dem Gott will rechte Gunst erweisen, den sieht er in die weite Welt, dem will er seine Wunder weisen in Wald und Strom und Flur und Feld.“ Jedem Kenner Eichendorffscher Romantik wird sich dieser Vergleich beim Lesen des nachfolgenden Kapitels aus Walter Schwemers Werk unwillkürlich aufdrängen, wobei er zugleich die Beobachtung macht, daß Walter Schwemer doch wiederum ein ganz Eigener, ein selbstschöpferischer Künstler ist, der — das kann man nach diesem ersten großen Märchenbuch zuversichtlich sagen — seinen Weg als Heimatdichter und Heimatkünstler zum Herzen des Volkes finden wird und sich bald einen ersten Platz in unserer Literatur errungen haben wird.

(Das Werk ist im Verlag Hermann Klemm A.-G. Berlin-Grünwald in einer buchtechnisch und künstlerisch hochwertigen Ausstattung und zu einem verhältnismäßig außerordentlich niedrigen Preis (30 Mark) erschienen. Die Buchhandlung Menges in Oberlahnstein hat einen größeren Vorrat auf Lager, so daß unsere Leser das Werk für den Weihnachtstisch noch rechtzeitig erhalten können.) O. R. W.

In der Morgenfrühe

Walter Schwemer

Jakobchen wanderte rüstig fort, und der gute Mond begleitete ihn.

Im Walde pflüßte er sich eins, weil ihm doch nicht so ganz gehauer zumute war. Und als er damit auch noch nicht ganz die Beklemmung vom Herzen scheuchen konnte, nahm er die Buchsbaume Feinde an die Rippen und spielte ein Marschlied um's andere. Als er wieder im freien Felde war und die Dächer des Dorfes im Mondschein vor sich aufstiegen sah.

Angst hatte er eigentlich nicht, weil er ja nur immer gelesen, daß nur der sich vor den kleinen, unterirdischen Waldwesen zu fürchten hätte, der etwas Böses getan oder vorhaben und nicht an ihr stilles Walten glaube. Aber er spürte doch immer ein leichtes Gruseln, wenn es neben ihm im Laube raschelte, leise Flügelschläge gespensterhaft an seinem Gesicht vorbeirauschten, oder ein knorriger Baumast langsam menschliche Form annahm. Und jeden Augenblick glaubte er, jetzt würde ein Wichtelmann mit langem, weißen Bart aus dem Baum Schatten auf ihn zutreten.

Mittlerweile hatte der junge, tatenslustige Morgen dem guten, alten Mond die Laterne aus den steifen Fingern genommen und ein neues Licht aufgesteckt. Allmählich flammte es höher und höher empor, und Jakobchen, das zum erstenmal in seinem jungen Leben eine Nacht durchwandert hatte

und ein wenig froh, fühlte mit großem Behagen die zunehmende Wärme des nahenden Tages. Und dann sah er die Sonne hinter den Wäsen hervorkommen. Groß und märchenhaft hob sie sich immer leuchtender empor, und, in ihren Anblick versunken, vergaß er Müdigkeit und Hunger.

Es war ihm, als sei er sein ganzes junges Leben lang in tiefer Dämmerung umhergegangen und sähe jetzt das goldene Licht seiner Träume.

In breiter Flut lief es über die in rosigem Schein aufglühenden Palme und funkelte in den Milliarden Lautropfen der weiten, weiten Wiesenflur. So unaussprechlich schön hatte er sich die Welt da draußen doch nicht gedacht. Im Geist sah er schon einen goldenen Wagen, mit Rehen bespannt, auf sich zukommen und er wäre ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen, in tiefer Seele beglückt, zu dem Fenster gestiegen und in himmelweite Ferne gezogen.

Da sah er plötzlich wirklich ein Gefährt um die Wäse biegen. Das goldene Sonnenlicht umwob es mit einem geheimnisvollen Schimmer. Doch als er nahe war, da erkannte er ein Bauernwägelchen, das von einem gelben Kuh gezogen wurde. Ein Mann saß bequem zwischen den Wagenwänden, klappte ein Laarmal mit der langen Peitsche und rief dann, den kleinen, schliefen Wanderhirschen aufmerksam betrachtend:

„Na Kleiner, wohin geht denn die Reise?“

„Zu den Zwergen im Wald!“ kam es ernsthaft von dem Rindermund zurück.

Da sah das g'furchte Männerantlitz sehr überrascht zu dem budligen Kerlchen hernieder und wußte nicht, was er sich denken sollte. Doch weil der Kleine so kindhaft gläubig zu ihm auf sah und so rührend westunwissend da stand, nickte der Bauer zustimmend mit dem grauen Kopfe und sagte:

„Da hast du ja net mehr weit und brauchst net zu eile!“

Er hob die Peitsche wieder, rief: „Jüh, Bleh!“ und polternd rollte das Gefährt vorüber.

Jakobchen muß wohl ein gar glücklich Gesicht gemacht haben, als er an den ersten Häusern des Dorfes war, das er in der Morgendämmerung gesehen. Denn ein Bauersmann, der sich vor der Haustür gerade sein Morgenpfeifen stopfte, rief schmunzelnd dem frühen Wanderer zu: „Na, Bübchen, jetzt spiel mal was Lustig's. Ich pfeif dazu!“

Jakob, der träumerisch dahergekommen, erschraf bei dem unerwarteten Ruf und wollte vorübergehen. Aber weil er hungrig war, dachte er: „Vielleicht komme ich auf die Weise schnell zu einem Morgenimbis.“ Er hing sich das Radmäntelchen, das er auf dem Arm getragen, um die Schultern, tat die Buchsbaumne an den Mund und spielte munter drauf los.

Es kam ihm vor, als habe sein Lied noch nie so schön geklungen, wie heute in der stillen Morgenfrühe.

Auch seine Zuhörer, die sich allmählich immer zahlreicher eingefunden, schienen mit ihm zufrieden zu sein. Der Anführer des Morgenkonzerts wiegte sogar den Kopf nach dem Takte hin und her, und ein junges Paar im Fenster hob den trübenden Buben, glücklich lachend, ins junge Licht des Tages.

Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, die gerade zur Schule wollten, liefen schon noch einmal ins Haus und kamen dann mit kleinen Geldstücken wieder. Sie warteten, bis er die Klarinette absetzte und reichten ihm nun schüchtern ihr Scherflein.

Aber Jakobchen nahm es nicht und sagte, als die Kleinen bestürzt zu ihm hinsahen:

„Mir wär ein Schluck Kaffee oder eine Suppe lieber. Ght und sag das daheim. Nehmt das Geld wieder mit!“

Gleich stürmten die Beiden zu den Eltern zurück und dann wieder aus dem Dofor und zogen den Musikanten, umstellt vom Spitz, in die Küche.

Da konnte er sich haben nach Hergenslust und tat es auch, weil die Bauersleute lieb und gut zu ihm waren und ihm immer von neuem wieder zuhören, sich es recht schmecken zu lassen.

Als er aufstand, nach seinem Hüttlein griff und sich für alles bedankt, steckte ihm die Frau noch ein tüchtiges Stück Butterbrot in die Tasche. Fröhlich nahm er wieder sein Mäntelchen auf den Arm, die Klarinette darunter, stülpte sein Hüttlein auf

die Boden, dankte noch einmal und zog, bis zur Schule von einem Rinderknecht begleitet, von dannen.

Es war ihm so leicht ums Herz, daß er am liebsten fort und fort gesprungen wäre.

Schließlich hüpfte er, als sich der Fesdweg senkte, immer zweimal hintereinander, erst auf dem rechten dann auf dem linken Bein, eine ganze lange Wegstrecke. Das Radmäntelchen geriet dabei in gleichmäßige Schwingungen, die Klarinette wippte belustigt auf und nieder, und sogar das Blümlein auf dem Hüte wiegte sich im Takte der derben Nagelschuhe.

Das sah alles possierlich aus, daß eine Ammel, die gerade in ihr drittes Morgenlied vertieft war und bei dem Klang des sonderbaren Geträßes erstaunt die Landstraße entlang geschaut hatte, den Gesang abbrach und neugierig auf den jetzt nahe bei ihr stehenden Gesellen herabsah.

„Was das nur für einer sein mag?“ dachte sie. „Von hinten sieht er fast aus wie Jüerg Hago bei den Füchsen im Bauschlag und von vorn wie ein richtig Menschenkind. Das ist doch derselbe, den ich vorhin im Dorf so wunderhön spielen gehört habe! Ein ganz spakiges Geschöpf! — Seine Musik würde auch den Erdmännlein gefallen. Ich will doch gleich Hago von ihm erzählen, damit der dem Burschen aufpaßt.“

Nach diesem Selbstgespräch flog die Ammel weg und Jakob, der es belauscht hatte, sah dem Frühlingsboten lange, lange nach. — „Wie wunderschön doch das Vöglein singen kann!“ sagte er vor sich hin.

Beethoveniana

II.

Wie Beethoven mit Goethe zusammentraf

Es ist bedauerlich, aber bei der Gegensätzlichkeit der beiden Naturen zu erklären, daß sich Beethoven und Goethe in ihrem Leben nie ganz nahe kamen. Das erstmal stand Goethe in Teplitz dem großen Tonidichter gegenüber und schrieb anläßlich die es Bekanntwerdens am 2. September 1812 an Zelter folgende Zeilen: „Beethoven habe ich in Teplitz kennengelernt. Sein Talent hat mich in Erstaunen gesetzt, allein er ist leider eine ganz „ungebändigte Persönlichkeit“, die zwar gar nicht Unrecht hat, wenn sie die Welt betastet, aber sie freilich dadurch weder für sich noch für andere genutzreicher macht. Sehr zu entschuldigen ist er hingegen und sehr zu bedauern, daß ihn sein Behör verläßt, das vielleicht dem musikalischen Teil seines Wesens weniger als dem geselligen schadet. Er, der ohnehin lafonischer Natur ist, wird es nun doppelt durch diesen Mangel.“ Schon dieser Brief sagt jedem, daß der Eindruck, den Beethoven auf Goethe machte, ohne Tiefe war, und man kann es von dem Standpunkt Goethes aus erklären, daß er den in sich geschlossenen, menschenfeindlichen großen Einsamen, der dazu noch bedeutend jünger war als er, nie ganz verstehen konnte. Der von einem glänzenden Gesellschafts- und Freundeskreis ständig umgebene Dichter, fühlte sich nicht zu der „unbändigen Persönlichkeit“ hingezogen, zumal er nur gewöhnt war, Werte zu vergeben und kaum bedachte, daß es auch Menschen gab, von denen er solche noch empfangen hätte können. Beethoven dagegen konnte voll und ganz die Größe jenes Genies, aber da er sich in den Kreisen Goethes nicht wohl fühlte, versuchte er auch nicht weiter, ein Näherkommen zwischen sich und ihm zustande zu bringen. Er vertiefte sich nur ganz in die Kunst Goethes und er konnte dabei ruhig den Menschen Goethe in der Ferne lassen.

Beethoven als Hausherr

Der große Tonidichter hatte die Gewohnheit, Vorlesungen in seiner Häuslichkeit — er war bekanntlich unverheiratet — zu notieren. Worüber ihm Kenntnis und Erfahrung abgingen, pflegte er sich von anderen Rat einzuholen. In seinen Papieren fand sich z. B. ein Fragebogen, den er eigenhändig aufgesetzt hatte und welcher die betreffenden Antworten von fremder Hand enthielt. Es stand unter anderem darauf: „Was gibt man zwei Dienstboten mittags und abends zu essen, so wohl an Qualität? Wie oft Braten? Geschieht dies nur mittags, oder auch abends? Machen sie sich andere Speisen als der Herr hat, oder haben

sie das, was ihnen zukommt, mit den Speisen des Herrn gemein? Wieviel Pfund Fleisch rechnet man für drei Personen?

Beethoven und seine Dienstboten

Die Notizen Beethovens aus dem Jahre 1819 bis 1823 befaßen sich ungemein viel mit Dienstbotenscherereien. Es heißt darin: „Am 31. Januar der Haushälterin aufgesetzt. 15. Februar die Küchenmagd eingetretten. 8. März hat die Küchenmagd mit 14 Tagen aufgesetzt. 22. März ist die neue Haushälterin eingetretten mit monatlich sechs Gulden Gehalt. 20. Juli der Haushälterin aufgesetzt.“ usw. In den folgenden Jahren ereignete sich der Dienstbotenwechsel in jedem Monat ein- bis zweimal, auch öfter, und dabei scheint es mitunter ziemlich stürmisch hergegangen zu sein. Es war in Baden bei Wien, als der Meister anlässlich eines Besuchs mit zerkratztem Gesicht vor seine Gäste trat und sprach: „So übel hat man mich zugerichtet.“

Beethoven als Kochkünstler

Je mehr Beethovens „gehörloser Zustand“ ihn beherrschte, desto mehr nahmen auch die unseligen häuslichen Verhältnisse in seinem Leben zu. Einmal Tages, der Dienstherr völlig überdrüssig, entließ er wiederum in hellem Zorn seine Haushälterin und nahm sich jetzt vor, seine Wirtschaft ganz ohne jede Hilfe zu besorgen. Er kaufte auf dem Markte ein und trug seine Lebensmittel eigenhändig nach Hause. Nun kochte er auch selbst, und da er fand, daß die Sache über Erwarten gung, so verfiel er sogar auf den originellen Gedanken, einige seiner Verehrer und besten Freunde zu einem selbstbereiteten Mittagmahl einzuladen. Die Freunde erschienen, ohne zu ahnen, in welcher Verfassung sie den großen Tondichter finden würden. Nicht in seinem Zimmer unter Noten und Partituren war er zu sehen, sondern am Kochherd, wo er in weißer Schürze und Zippelmütze stand und das Gemüse umrührte, mit welchem er seine Gäste zu bewirten gedachte. Man ging zu Tisch. Beethoven trug selbst auf und bediente auch selber seine Freunde. Die Gäste gewahrten es mit Befremden und gerieten wohl noch mehr in Verlegenheit, als sich bei näherer Prüfung ergab, daß das ganze Essen — bestehend aus Suppe, Gemüse, Braten und Pudding — völlig ungenießbar war. Das Geflügel, welches Beethoven gebraten hatte, war kohlschwarz verbrannt und von dem Pudding, den er gesotten hatte, eine Beschreibung zu geben, mußten die Gäste für unaussprechbar erklären: etwas Ähnliches war sicherlich noch nicht in einer Wiener Küche, die bekanntlich in Mehlspeisen speziell Hervorragendes leisten kann, produziert worden. Kurz und gut: niemand der Geladenen rührte einen Bissen an. Beethoven sah es wohl, versuchte seine Gäste trotzdem zu nötigen, oh selber — ob in aufrichtig empfundenem Genuß oder aus Verzweiflung — sehr reichlich, pries auch die Güte der Speisen, vermachte jedoch trotz dieses guten Beispiels keinen der Gäste zum Essen zu bewegen. Man hielt sich nur an den Wein und an die Früchte, die man beide von vorzüglicher Güte fand. Das Diner aber blieb den enttäuschten Gästen noch lange im Gedächtnis, und einer der besten Freunde Beethovens konnte nicht umhin, ihm zu bedenken, daß er für die Tonkunst ungleich mehr Talent, als für das Kochen besäße, und kate für die im Zorn entlassene — im übrigen durchaus brauchbare Wirtschaftlerin — ein gutes Wort ein. Diese lehrte infolgedessen auf ihren Posten wieder zurück und Beethoven hat seitdem niemals wieder gelocht.

Das Konzert

Von Max Spanier (Köln)

Der Saal war überfüllt. Die Kasse ausverkauft. An den Türen standen die Menschen gepreßt. Kopf an Kopf. Die Augen starrten erwartungsvoll auf Kommen des. Das Klavier schwieg.

Überwändes Lampenlicht flutete über die Säp-ter. Die Sonntagsblusen glänzten wie buntfarbige Trümpfchen. Auf den Gesichtern lag würdige Miene: Moral. Man war in offener Gesellschaft. Sittsam lag die Hand im Schoß. Bewundernswerte Haltung: religiös, streng konventionell.

Beethoven, „Variationen“ stand auf dem Pro-

strahlende Licht und legten friedlichen Schlummergrammzettel. Die Pianistin begann. Leise lispelten die ersten Töne durch den Saal, umtanzten das in die Herzen. Das Ohr liebte den zarten Schmelz und sangte mit Wollust den süßen Bassam. Wie Friedensglodenklang strömten die Töne, wie Orgelsong bei heiliger Andacht. War es wirklich Beethoven? Nicht Mozart, Schubert oder Brahms? Es war gleich. Musik war es. Echte Musik aus der Tiefe eines Künstlerherzens, der unergründlichen Allmacht der Natur, die den Menschen aus dem Alltag erlöst und ihn in das neue Land führt.

Das Leben ist schön. So schön! jauchzten die Töne. Harmonisch, weich, zauberisch. Engelstimmen verkündeten das Reich Gottes auf Erden. Aus Wolkenblau lächelten holde Jungfrauen. Liebel! Liebel! Ich nahe: Erlösung in Liebe... In dunkler Kirchenstille stand ich. Ich klagte mein Leid, suchte die Stimme, die mein Flehen erhörte. Ich suchte Tröstung meines Duldens, die Liebe, die den Haß erschlug, den liebenden Menschen, der mir Stütze und Schirm war. Mutter und Rat.

Die Musik schlug Antwort. Groß stand sie vor mir. Aus meinem Busen schrie die Stimme. Mein Herz flog über vor Jubel. Stärker quollen die Töne. In peitschender Schnelle überschwebten sie den Saal. Mächtige Türme spitzten sich vor meinen Augen. Vögel flatterten südwärts... zur sonnenigen Heimat. Frühling. Dicke Quadersteine stiegen aus Meerflut. Kühne Bergsteiger überjagten sie johlend, voll toden Mutes.

So schwebte ich über dem Leben. Lächelte mit-ridig den Bürgern zu, die im Swande der Erde den Spaten schlugen, die müde des Abends zur Ditt-rogen. In Sorge und Bitternis. Freil ist das Leben! Mächtig die Liebe.

Jauchzende Töne schwebten sich höher und höher, gunkelten ins Aetherblau. Die Wucht der Er-denstärke erdröhte. Die Wände bebten. Die Die-len zitterten. Stühle rüdten. Hand suchte Hand. Auge erwartete die Dessnung, des Paradieses. Der Aus den Kleidern gewühlt, von Luchseken be-freit, erwachte die Seele... suchte Reinheit in der Musik. Augen glihterten wie glühende Sonnen-kerperchen. Der Mund sangte beständig den Atem des Friedens. Der Mensch wurde erneut. Der Mensch lebt in der Musik! raunten die Töne.

Eine Greisin saß neben mir. Der Scheitel weiß. Die Wangen grunzelt. Die Hände müde, abge-zehrt. Jugendfrische längst erstarben. Aber ihre Füße tanzten die Kreise der Bewegung; ihre Hände schlugen den Takt der Musik. Tränen der Freude, des Miterlebens flossen aus tiefer Höhle. Sie weinte suchte Erlösung der irdischen Schwere. — Keine Greisin saß neben mir, kein Mütterchen, alt und grau; — eine Seele, die in der Musik verjüngte, die eins war allen Seelen.

Ein Arbeiter saß da. Sein Kopf ruhte auf der Brust seines Weibes. Er war nicht mehr Sklave der Arbeit, sein Weib seine Magd — er sah wieder bei seinem jungen Lieb, das er einst so übermächtig bezogte, das den Frühling seines Lebens zierte. Sorge und Not war erstorben. Er umarmte die Geliebte erster Malzeit. In ihrem Herzen sah er sein Bild: jung und frisch. Seine Liebe blühte. Er küßte seine Liebe. Sein Atem ging schwer. Er träumte...

Zwei Menschen saßen sich gegenüber, aber die Herzen hatten lechtes Geheimnis getauscht, die See-len sich vermählt. Die Musik löste den Menschen aus Fesseln, gab ihn sich selbst wieder.

Nun saßen sie alle in gerader Reihe: Männer und Frauen, Knechte und Mägde, Besitzende und Besitzlose. Menschen. Stumm der Sinfonie er-gaben. Anzog Erlösung. Das Reich des Friedens öffnete seine Tore... Die Künstlerin war nicht zu sehen. Nur Finger hielten über Saiten und schlugen Akkorde. Ein Augenpaar glitt über den Fingertanz, schöpfte aus dem Nichts das All. Be-freihung von irdischer Last. Erlösung!... Er-lösung... erlöst. — Mensch erlebte die Stunde der Schöpfung. Ein Gott richtete.

Weihnachtsbücherschau

III.

Novellen der Freundschaft. Herausgegeben vom Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam, 1920. Mä

Beiträgen aus Dufay, Laufenbunde Racht, Gesta Romanorum, Boccaccio, Alt-italienischen Novellen, Montaigne, Gölberlin, Jean Paul, Ludwig Tieck, Achim von Arnim, Balzac und Hermann Bang. — In sehr geschmackvoller Ausstattung hat der Kiepen-heuer-Verlag hier ein Sammelwerk herausgegeben, das die Beachtung aller Freunde schöner Literatur verdient. Dichtung und Wahrheit und Geschichte bietet dieser Gang durch die Jahrtausende an Hand der Freundschaft, der sich durchwegs auf edelstem Niveau hält. Ein Buch von selten tiefem Eindruck.

Georg Kaiser: Der gerettete Alibiades. Gustav Kiepenheuer, Verlag, Potsdam. „Wie ein naacme-licher Schiffsbruch, wenn die Orkane verstummt sind, und die Schiffer entflohen, und der Leichnam der zerschmetterten Flotte unten auf der Sandbank liegt, so lag Athen vor uns, und die verwaissten Seelen standen vor uns, wie die nesten Stämme eines Waldes, der am Abend noch grünte und des Nachts darauf im Feuer aufging.“ Georg Kaiser aber läßt die Welt Griechenlands in Fleisch und Blut vor uns erstehen, sein Wort vermittelt ein tieferes Verständnis griechischen Wesens und griechi-scher Kultur wie eine vielbändige griechische Ge-schichte. Sokrates — Alibiades — die griechischen Er-hen — und Kantipe sind die Figuren dieses Spiels, das in Form und Inhalt ein überwältigen-starkes Werk unserer dramatischen Literatur darstellt.

E. Loewy: Die griechische Plastik. Verlag R. N-hardt und Biermann, Leipzig, 1920. Die beiden Bände, die Marie von Ebner-Eschenbach gewidmet sind, vereinigen im ersten auf feinstem Glanzpapier die Reproduktion der griechischen Plastik und im zweiten die Geschichte und Darstellung derselben. Unseres Wissens ist es heute noch kein ähnliches wissenschaftlich und vollständig gleich hochstehendes Werk erschienen, das in so zusammengeprägter Form und zu solch billigem Preise die ganze grie-chische Plastik eingehend behandelt.

Idenko von Kraft: Barriladen. Richard Wagner-Roman. Verlag Grethlein u. Co. G. m. b. H., Leipzig. Ein prächtiges, einzigartiges Geschenkwerk für die ungezählten Verehrer Richard Wagners, dessen Menschentum hier mit tiefster Ein-führung überraschend und vollendet von einem Dich-ter erschlossen wird. Zugleich aber auch eine be-deutsame zeitgenössische Romanschöpfung, die neben unsere größten historischen Romane gestellt werden darf. Zur Zeit der Beethovengedenkfeier dürfte auch das Lebensschicksal seines großen Antipoden Richard Wagner größtem Interesse begegnen.

Vollständig-wissenschaftliche Vorträge, durch Universitätsprofessoren abgehalten, finden zurzeit in unseren Städten Ober- und Niederlahnstein statt. Neben solchen Vorträgen muß ein Spezial-studium einhergehen, wenn die entstehenden oder schon vorhandenen Lücken ausgeglichen werden sol-len. Die Bücherei der Volkshochschule, herausge-gben von Dr. Richard Jahnke, Direktor im Kul-tusministerium, (Verlag Velhagen und Klasing in Bielefeld und Leipzig) bietet hierin dem Laien wie dem Fachmann ganz unschätzbare Hilfsmittel. Da-bei sind die Bände außerordentlich billig (3 bis 4 Mark Grundpreis). Wir erwähnen vor allem Band 1: Einführung in das philosophische Denken, Band 3: Aus unseres Volkes Werdegang, Band 4: Einführung in Richard Wagners Werke und Schrif-ten und Band 6: Biologische Streifzüge. Wir kom-men bei Gelegenheit auf die einzelnen Erscheinungen die fortgesetzt werden, zurück.

Spartacus; Ein Roman aus der römischen Sla-biatorenzeit, von Goldemar von Urfuß. Lehmann-sche Verlagshandlung, Dresden. Ein neuer Roman großen Stils aus dem klassischen Altertum. In Kraft, Plastik und Ursprünglichkeit den Home-rischen Heldengesängen vergleichbar. In echt dichterischer Begabung erstehen ferner seine Mitführer: der edle syrische Hohepriesterjohn Gaius, der treu-herzige, besonnene, zuweilen auch humoristisch ge-stimmte Germane Maternus und der eigenhändige und widerhaarige Gallier Crigus, alle zugleich als deutsche Verkörperer ihrer Rasse. In hinreichend Schilderungen miterlebt man den Gladiatorenauf-stand, nimmt lebhaften Anteil an dem siegreichen Vorwärtsschreiten der von Spartacus geleiteten Massen ehemaliger Sklaven und ist Zeuge des Zu-sammenbruchs der großen militärischen Macht Rom.

in Italien. Einem gigantischen Feldherren gleich, verfiel Spartacus sein nach Hunderttausenden zählendes Heer zu disziplinieren, es durch viele harte Kämpfe als unbesiegt zu halten, bis der Wurm der Zwietracht und des Reides auch hier die Zersplitterung herbeiführte.

Neuersehungen:

Richard Vogt: Die Erlösung. Roman. Verlag Engthorns Nachf. Leipzig. Nachgelassener Roman vom Verfasser der „Zwei Menschen.“

Hermann Stegemann: Der Schläfer von Sulz. Roman. (Im gleichen Verlag.)

Eben Hediu: Durch Asiens Wüsten. Stanley: Wie ich Livingston fand. **Kapitän Scott: Letzte Fahrt.** Drei Bände im Verlag F. A. Brodhaus in Leipzig. Das sind die richtigen Bücher für unsere Jugend. Dem Umschlagbilde nach untercheiden sie sich zwar wenig von der bekannten Räuber- und Detektivliteratur; doch steht der Inhalt turmhoch über ihnen und das schaurige Titelbild stellt ein jugendfruchtiges Anziehungsmittel für unsere Jungen dar. Die Textillustrationen sind dagegen äußerst wertvoll. Wenn wir unseren Jungen eine Freude machen wollen, schenken wir ihnen diese Bücher, die dazu sehr billig sind.

Beethoven: Ausgewählte Sonaten und Stücke für Klavier zu zwei Händen. Sonderalbum der Musik für alle. Ullstein-Verlag. (Ein prächtiges Album.)

Wihnachtsalbum für die deutsche Familie. 30 der beliebtesten Weihnachts-, Silvester- und Neujahrslieder. Verlag Breitkopf und Hämel. (6 M.)

Ludwig Richter: Die gute Einsicht. Auswahl schönster Holzschritte. Verlag der Blauen Bücher. (4,80 Mark.)

(Sämtliche Bücher sind von der Buchhandlung Mentges in Oberhausen zu beziehen.)

Der letzte Mensch

Von Otto Adolf Zeitenwig

So konnte es nicht weiter gehen. Ein Schrei durchzuckte die Welt. Die tiefgequälte Menschheit gab es auf, an ihrer Zukunft zu schaffen. Man hatte in törichter Verblendung die ersten Lehren von 1918 vergessen. Kaum 200 Jahre waren seitdem vergangen, da hatte wieder Haß und Eigenmut die Völker aufeinander gehetzt. Da wütete wieder Mord und Hungersnot, während eine hochentwickelte, trübselige Technik neue Triumphe feierte. Da gab es wieder bittere Selbstwürde, die die geschwächten Ueberbleibsel dieses entsetzlichen Krieges marterten. Doch diesmal waren die Leiden auf Erden zu groß gewesen, sodaß auch der letzte Mensch an ein besseres Menschentum hatte untergehen müssen. Statt dessen griff eine tiefe, hoffnungslose Resignation mit immer wachsender Gewalt um sich.

Was durfte man noch von diesem Leben erwarten, in dem kein einziger von bitterer Not verschont blieb? Sollten das die Herren der Schöpfung sein, die jetzt dicht gedrängt und unzufrieden die Häuser der Städte überfüllten? Millionen und Abermillionen hatte der Viseus Tod, Seuche und Hunger dahingerafft. Trotzdem waren immer noch viel zu viele, die da lebten. Sie hatten keinen anderen Grund zum Leben. Die Erde war zu eng geworden, das sahen die Menschen allmählich ein, und sie ergriff ein Mitleid mit den Angehörigen, die für die Schuld ihrer Väter büßen sollten. Denn der Mensch dieser Welt war schlecht und selbst der Urheber alles Leidens. So reißt denn allmählich der Beschluß, keinen weiteren Mensch mehr den Unbilden des Daseins auszusetzen. Die Geburtenziffer war schon lange im Sinken, und eines Tages trat der Moment ein, daß überhaupt keine Geburten mehr stattfanden. Die Menschheit hatte es in der Erkenntnis ihres Unwertes abgelehnt sich weiter fortzupflanzen.

Diese widernatürliche Tatsache wurde auf sonderbare Art allgemein bekannt, als die internationale Seemannsliga sich in einem flammenden Protest gegen die jungen Frauen wandte, deren Ehemänner ihre Wesentlichkeit ihren Anwalt, sodaß die Seemannen sich mit einer kleinen Pension abfinden mußten. Noch mehr: es wurden Befehle erlassen, die neue Geburten einfach ver-

boten. Die Aufgabe der Menschheit bestand von nun an darin, sich selbst zu genügen.

Zum erstenmal strebte der Mensch nicht über sich selbst hinaus. Um so eifriger war er bemüht, zu prüfen, wie sich ein Geschlecht ohne Nachwuchs einzurichten habe. Die fähigsten Köpfe fanden sich zusammen und versuchten systematisch die schwierige Arbeit zu bewältigen. So wurde angeordnet, daß der Tag der letzten Geburt auf der Welt den Anfang einer neuen Zeitrechnung bilden sollte. Der erste Tag des Jahres 0 war damit festgelegt.

Daß der Beruf der Seemannen nicht allein unter den neuen Verhältnissen zu leiden hatte, war unschwer vorauszu sehen, denn gar bald wurden alle Artikel zur Säuglingspflege überflüssig; auch die Spielwarenfabrikanten sahen ihre Zeit herankommen. Eine Unmenge Leute verloren auf diese Weise ihre Beschäftigung. Doch sollten sie schnell neue finden; denn es gab viel zu tun. Da war zu sorgen, daß die Jüngsten, die jetzt lebten, in ihrem Alter keine Not litten. Wer sollte ihnen helfen, wenn sie schwach waren? Es gab ja dann keine jungen Kräfte mehr. Drum waren emsige Hände bemüht, Vorräte anzusammeln für das Alter der Jüngsten. Die Konservierungskunst entwickelte sich zu einer nie geahnten Höhe; man verstand Lebensmittel aller Art auf Jahrzehnte hinaus in Behältnissen, die man leicht öffnen konnte, aufzubewahren.

Unterdessen waren wieder viele eines natürlichen Todes gestorben, und niemand machte Anspruch auf ihr Erbe. Wozu Besitz anhäufen? Es war ja alles im Ueberfluß vorhanden. Eine Menge Häuser stand leer. Wer wollte, konnte zugreifen und fand Möbel, Kleider und was er sonst brauchte. Man hatte übergangen an allem. Was man besaß, reichte aus für die Lebenden. Man war still und verbrachte das Dasein froh in einer Gesellschaft, unter der sich der reine Sozialismus mühelos verwirklicht hatte. Der Staat hatte man ohne Murren zum alleinigen Erben der Toten gemacht, und der Staat bot freiwillig seinen Reichtum den Bedürftigen an. Kein Reiz trübte mehr die Gemüter, seitdem der Gedanke an die Angehörigen die Welt verlassen hatte. Habgier und Ehrgeiz waren ohne Sinn, da es keine Zukunft, keine Nachwelt mehr gab. Die Menschheit versöhnte sich endlich mit ihrem Geschick, in dem Augenblick, in dem sie ihrem eigenen Untergang ins Auge sah, sie fühlte sich jung und freudig in ihrer Todesstunde. Noch lag aber diese Todesstunde in weiter Ferne.

Man zählte erst das Jahr 20. Im Laufe zweier Jahrzehnte hatte sich jedoch vieles geändert. Die Kinderspielfläche und Schulen lagen verlassen da, auf den Straßen traf man nur Erwachsene. Das Antlitz der Städte war ernster geworden. Die erste Todesstunde besaß die Menschheit, als sie bemerkte, daß ihre Arbeitskräfte nachließen. Die Achtehn- und Neunzehnjährigen fehlten. Das stimmte bedenklich an sich, der schweren Aufgabe, die noch zu erfüllen war. Eine fieberhafte Energie war aufzubringen. Die Technik zeigte sich weiter den steigenden Anforderungen gewachsen. Was sie schuf, Motorturbinen und riesige Akkumulatoren-Batterien waren dazu bestimmt, die Stromversorgung bis ans Ende der Welt zu sichern. Ähnlich war es mit dem Verkehrswesen bestellt. Im Jahre 55 mußten sämtliche Fahrzeuge, Bahnen, Elektromotoren, Schiffe, Flugzeuge usw., so eingerichtet sein, daß sie reparaturlos einige Jahrzehnte zu benutzen waren. Die schwierigsten Pläne kamen tatsächlich alle zur Ausführung, obwohl von Jahr zu Jahr naturgemäß die Arbeiterzahl abnahm. Für die Altgewordenen und die Verstorbenen fand sich kein Ersatz.

Die Straßen der Städte gingen langsam an öde zu werden, viele Häuser standen leer. Der Menschheit wurde ihr Kleid zu weit. Reife Menschen und Greise waren die Bewohner der Erde.

Das Jahr 50 beschloß man festlich zu begehen. Im Mittelpunkt der Veranstaltungen standen überall Opernaufführungen, denn es galt, freilich schon etwas spät, von der menschlichen Singstimme Abschied zu nehmen. Wohl nie hat ein andächtiges Publikum den Tönen des „Don Juan“ gelauscht, wie damals, bei der letzten Aufführung. Die unbewußte Musik Mozarts trug man zu Grabe. Selbst sie mußte sterben. Wie wieder! Diese wehmütige Einsicht erfüllte die Brust der Hörer, als das Finale verklungen war. Es gab von nun an keine Sänger mehr. Die Menschheit war an diesem

Tag um einen Schatz ärmer geworden.

Im Jahre 55 wurden alle Fabriken und Arbeitsplätze geschlossen. Mit diesem Jahr war der Weltfeiertag angebrochen. Die noch lebten, wollten die Früchte ihres Fleißes in beschaulicher Unbeschäftigung genießen. Man muß wohl annehmen, daß die alternde Menschheit alles aufs Beste vorbereitet fand. In den Straßenfluchten war jedes Haus ein kleines Magazin. Ueberall lagen Konserven auf Stapeln, die man nur mit einem Grundriß zu öffnen brauchte, um sie auf dem elektrischen Ofen zuzubereiten. Bibliotheken und ausgestorbene Buchläden spendeten genügend Vorrat und führten die alternde Menschheit noch einmal in ihre Vergangenheit zurück. Sämtliche Straßen blühten Tag und Nacht ohne Aussicht geöffnet und erfreuten sich eines regen Verkehrs. Zwischen Hauptstädten und Provinz trieb sich ein lebhafter Verkehr ab, der, vermöge sinnreicher Konstruktion, beinahe automatisch ablief. Nur drei Zusammenstöße hatten die gesamten Schnellbahnen der Welt während dieser Jahrzehnte zu verzeichnen. Kurz und gut, die Mühen früherer Zeiten hatten reiche Früchte getragen, und man freute sich des Lebens im Alter.

Mochten es nun die intensiven Anstrengungen in der Jugend sein, oder die frühzeitige Untätigkeit, jedenfalls mußte es auffallen, daß die Leute nicht mehr richtig alt wurden. Achtzigjährige gab es schon lange nicht mehr. Das Lebensalter der Menschen hatte sich verflüchtigt, vielleicht eine Folge des schwächeren Willens zum Leben. Der Untergang der Menschheit war also bald zu erwarten.

Im Jahre 70 hatte Deutschland noch etwa hunderttausend Einwohner, im Jahre 75 gab es auf der ganzen Welt nicht mehr als fünfzigtausend Seelen. In diesem Jahre schloß der Papst einen folgenschweren Entschluß und lud mittels Funkstrahl alle, die noch lebten, zu sich nach Rom ein. Auf Flugzeugen, Schnellbahnen und elektrischen Schiffen strömten aus aller Herren Länder die einsamen Menschen zusammen. Der heilige Vater konnte die Anwesenheit und verkündete das Wort Gottes mit solcher Inbrunst, daß Regier., Hindus, Chinesen und Sibirier sich erschütterten zum Christentum bekehrten. Ein tiefer Glaube besaßte die Schar der Greise, deren Sinn bereits auf ein besseres Jenseits gerichtet war. Die 75jährigen — nur wenige waren um einiges älter — fühlten sich wie Fremdlinge auf Erden, sie hatten noch den Begriffen der frühlebigen, untergehenden Welt ein überhöhtes Alter erreicht und sehnten sich nach der Freude ihrer himmlischen Heimat. Sie bildeten eine fromme Gemeinschaft. Da ihre Kräfte zu schwach waren, um über die Schaulin, verschlossen sie die Türen in ihren Sterbezimmern, nachdem sie die Leichen zuvor mit beizenden Essenzen eingerieben hatten. Tausende waren bereits auf diese Weise hingerichtet worden, als der edle Papst Johann XXIII. die Augen schloß. Ein Konklave berief den Nachfolger. Da nun der Menschheit nur noch eine kurze Frist beschieden war, blieb kein Papst mehr lange an der Regierung. Mittlerweile war auch das Häuflein der Römer stark zusammengeschmolzen, und am Ende blieben nur noch sechzig Kardinal, die nichts anderes zu tun hatten, als unter sich neue Päpste zu wählen, denn der Seemannmann hatte sich jetzt seine Opfer mit geringer Hand. Schließlich waren es noch drei, der Papst und zwei Kardinal. Die Kardinalen folgten bald das zeitliche, so daß der Papst endlich allein zurückblieb. Als Statthalter Christi ohne Land verbrachte er den Rest seiner Tage mit Gebeten und Aufübungen. Sein Lager hatte er in der St. Peterskirche aufgeschlagen, wo er eines Nachts sanft verschied. Ueber dem Sarge der Menschheit wölbe sich die Riesenturmel St. Petri. Papst Johann LXXXIV. war im Alter von sechsundsiebzig Jahren zwei Monaten und neunzehn Tagen friedlich von hinnen gegangen.

So wäre denn endlich das böse Menschenge- schlecht vertilgt gewesen, hätte nicht oben am Rhein noch einer gelebt, der in den besten Mannesjahren sein stills Dasein führte, als der letzte Papst schon längst gestorben war.

Ultimas verdankte sein Leben einer Frau, die sich dem grauen Geburtenverbot nicht hatte fügen wollen und ihn in ihrem einundvierzigsten Jahre zur Welt gebracht hatte. Sie selbst starb kurz darauf.

(Schluß folgt.)